Moderne Bühnendekoration.

Ueber die Fortschritte der modernen Bühnendekoration hatten die „Hamb. Nachr." eine Umfrage angestellt. Es seien die Antworten des Dichters Ernst von Wildenbruch in Weimar und des Theaterdirektors Baron v. Berger in Hamburg wiedergegeben:

Das überhandnehmende Bestreben, die Darbietungen der dramatischen Kunst durch dekorative Ausstattung zu unterstützen, ist nicht auf eine Willkür der Theater, sondern auf eine allgemeine Geistesrichtung unserer Zeit zurückzuführen, auf das Ueberwiegen der sinnlich wahrnehmbaren, der bildenden Künste gegenüber den gedanklichen, insbesondere der Literatur. Bezeichnend hierfür ist, daß derjenige hervorragende Bühnenleiter, von dem in Deutschland der Anstoß zur sogenannten „echten" Ausstattung der Szenen ausging, der Herzog von Meiningen, selbst bildnerisch tätig ist. Das, was als ein Handumdrehen der beiden verschiedenen Kunstarten erscheint, ist mitnichten, wenn wen der Sache auf den Grund sieht, in Wahrheit ein Kampf. Die bildende Kunst beherrscht sich an Stelle des Bühnenvorganges das Bühnenbild zu setzen. Und da die Mehrzahl der Menschen immer zugänglicher für das Sinnfällige als für das Gedankliche sein wird, so ist dem Bilde in seinem Kampfe mit dem Vorgang der Sieg so ziemlich gesichert. Nun aber ist Bühnenvorgang grundsätzlich mit dramatischem Vorgang. Die notwendige Folge von dem allen ist daher die, daß die äußere Erscheinung des dramatischen Gedichts immer mehr auf Kosten seines inneren Wesens zur Geltung gelangt. Verloren geht dem Drama vor allem sein symbolischer Charakter und damit die Seele der dramatischen Kunst; verloren dem Zuschauer das Bewußtsein, daß dasjenige, was er auf der Bühne geschehen sieht, nicht die Wirklichkeit, sondern nur die Vorspiegelung der Wirklichkeit in einem höheren Zusammenhange der Dinge darstellt. Immer anderenfalls wird aus dem Bilde eines Gedichts das Bild der tatsächlich Wirklichen; das geistige Spiel der Phantasie wird zur plumpen Beschäftigung der Sinne; Illusion wird Täuschung. In dem Gesagten ist mein Urteil schon enthalten. Wenn das Wort „Mittelweg der beste" irgendwo Geltung findet, so ist es hier der Fall. Zur dekorationslosen Bühne Shakespeares können und sollen wir nicht zurück. Hinweg aber müssen wir von dem gegenwärtigen, immer mehr überhand nehmenden Dekorations- und Ausstattungsprunk, hinweg von dem übertriebenen „Verismus". Stimmung soll sein, aber sie soll durch innerliche Mittel, Handlung des Stückes und Spiel der Schauspieler, nicht durch äußerliche erzielt werden. Mit einem Worte: Die Dekoration soll dienen, nicht für sich sein wollen, soll andeuten, nicht erklären.

Ernst v. Wildenbruch.

* * *

Meine Ansicht über die szenische Verkörperung der äußeren Schauplätze dramatischer Handlungen habe ich zwar in Wort und Schrift oft ausgesprochen, will aber doch, um Ihrem freundlichen Wunsche zu willfahren, die Hauptpunkte kurz wiederholen. Der Zweck der Dekoration (dies Wort im weitesten Sinne verstanden) ist überhaupt nicht Illusion durch täuschende, sich in die Einzelheiten erstreckende Naturnachbildung zu bewirken, sondern: die Phantasie des Zuschauers im Sinne des Dichters anzuregen. An der Dekoration ist daher nur so viel künstlerisch berechtigt, als im einzelnen Fall zu Erreichung dieses Zieles unerläßlich ist. Einen selbständigen, vom Dichterischen und Schauspielerischen abtrennbaren Kunstwert hat das Dekorative nicht. Es ist lediglich Mittel zur Verwirklichung dichterischer und schauspielerischer Absichten. Betonen der Naturdinge durch szenische Nachahmung ist künstlerisch nur dann zu rechtfertigen, wenn die betreffenden Naturvorgänge in der dargestellten Dichtung wie dramatische Personen mitspielen, wie z. B. das Gewitter in „Lear", die südliche Mondnacht in „Romeo und Julie", oder das Unwetterbrausen in „Genoveva". Um der Nachahmung selbst oder um nicht dramatischer, sondern rein malerischer Zwecke willen ist die Ausführlichkeit der dekorativen Verkörperung verwerflich. Sie soll sich auch stets nur auf diejenigen Grundzüge der Naturszenen beschränken, deren szenische Hervorhebung oder Kennzeichnung erforderlich ist, um die Phantasie in Tätigkeit zu versetzen. Wie der Schriftsteller, der eine Landschaft und dergleichen schildert, die entscheidenden Hauptzüge und Bemerkenswertesten, denen Ausdruck verleihende Kraft innewohnt, zu wählen und zu gruppieren hat, um dem Leser die Phantasie anzuregen, nicht das Detail mitteilen wollen, sondern die Grundelemente stark anschlagen, welche das Charakteristische der Landschaft usw. bilden, Trifft er diese, dann vollendet die Zuschauerphantasie von selbst das Bild. Kennzeichen einer guten Dekoration: Fülle der Wirkung bei verblüffender Einfachheit der Mittel, durch die sie erzielt wird.

Alfred Frhr. v. Berger.

Lustige Ecke.

* Die Schlagfertige. Dr. B. hat selten seinen Meister, aber bei einer Gelegenheit mußte er es doch zugeben. Ein Witz hatte nach ihm geschickt, wen er einen Streit mit seiner Frau gehabt hatte, und ihm das Gesicht von ihr arg zerkratzt worden war, so daß der arme Mensch stark blutete und arg entstellt war. Dr. B. hielt dies für eine gute Gelegenheit, der Aebtissinn ein Gewissen zu reden, und sagte: „Aber Frau, schämen Sie sich denn nicht, Ihren Mann so zu behandeln? Der Ehemann ist unser aller Haupt, auch Ihr Haupt, Frau." — „Na, Doktor", entgegnete wütend die Amazone, „laß ich denn mein eigenes Haupt nicht mal kratzen?"

* * *

* Von der Schmiere. Schauspieler (bei der Probe): „Ich versprehe Dir zehntausend Mark Lösegeld für den gefangenen Königssohn . . ." — Direktor: „Geben Sie ruhig hunderttausend, damit doch die Leut' sehen, daß es e' Ausstattungsstück ist."

* * *

* Der Grund. Chef: „Ich kündige Ihnen hiermit zum nächsten Ersten." — Gehilfe: „Aber was habe ich denn getan?" — Chef: Absolut gar nichts, und das gefällt mir eben nicht."

Knack-Mandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 45: „Ausschuß."

Richtige Lösungen gingen ein 35. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 49. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Lore Lehmann, Otchen Oertel, Frau Hagemann, Gertrud Böge, A. Schmidt, R. König, Frau Hedwig Krämer, Fr. Goitze, Rose Seezer, Frau Wipplinger, Mimi Stamm, E. Wilke, Paul Gerecke, Helene Homburg, H. Lobenstein, K. Schauer, Rosa Nieszner, Georg Ebert, Erich Altmann, Geschwister Kaempfe, Fr. Kreisten, Elsa Schaplau, Geschwister Stelaff, Fr. Guilland;

von auswärts von: Ottilie Kohl, Kitzingen a. M., Frau Direktor H. Voigt, Bitterfeld, Oskar Dietrich, Wernigerode, Rob. Semmler, Oldenburg a. M., M. Zenker, Merseburg, Ella Rosenbaum, Halensee bei Berlin, R. Bäcker, Freyburg a. U., Wilh. Stöber, Teutschenthal, Eduard Friedrich, Schwelbem i. Pom., Wilhelm Kühsendorf, Ammendorf, Emma Krug, Helbra.

Prämie: „Goldelse" von E. Marlitt, eleg. geb.

entfiel auf **Frau Hagemann**, hier.

Rätsel.

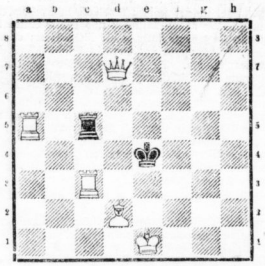
Wenn es in einem deutschen Königreich
Stolz führt den Namen einer Stadt,
Und an die Tausende zugleich
Von Bürgern und Bewohnern hat, —
Ist trotzdem es nicht so bekannt,
Als wenn es nur den Einen meint,
Der zu erzählen weiß gewandt,
Wie auf dem Dorf man lacht und weint.

Prämie: „Herzenskrisen" von W. Heimburg, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen, denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, müssen spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Zweizüger von Z. Mach, Prag.



Weiß.

(5+2)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 42.

Zweizüger von B. Omlin, Szegedin.

W. Kg8, Da1, Lh5, Sd5, g5, Be6, e2, 6, f4, g6.
Schw. Kf5, Te5, e3, Bg7.

1. Da1—a3 beliebig
2. Sfach † matt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Stettenheim. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 46 — Halle a. S., den 17. November — 1907

Der Silhouettenschneider.

Von Valentin Traudt.

(Nachdruck verboten.)

Wir saßen wie gewöhnlich um den großen, runden Tisch unserer Stammkneipe beim Dämmerschoppen, einige Handwerksmeister, ein Buchhändler, ein Fensterputzer, einige Kaufleute, Maler und Kgl. Chorsänger, härtere und beweglichere Herzen. Es war die Zeit der Herbstmesse und wie gewöhnlich kamen auch wieder, als sich die Dunkelheit herniedersenkte, alle die, welche keinen festen Stand in den Budenreihen hatten, und boten ihre Waren und Künste an. Da war der wunderliche Händler Labouche, der in seinen Hosen- und Rocktaschen, seinem Filzhute und in einem blauen Beutel ein mächtiges Warenlager von Taschenspiegeln, Streichhölzern, Muskatnüssen, Knöpfen und Vanillestangen, Schuhbändern und Sicherheitsnadeln mitschleppte. Da kamen Harfenmädchen, Zauberkünstler, Italiener mit gerösteten Kastanien, kurzum die halbe Messe.

„Es scheint mir, daß wir heute unsern guten Tag haben, es kommt schon wieder so ein Genie über die Straße herüber und direkt aufs Haus los", sagte der Messerschmied Haupt ärgerlich und setzte sich zur Abwehr bereit. „Wo soll das noch hinaus? Man kauft sich arm."

„Ei nu natürlich tut ma das."

„Und lauter unnötiger Kram ist's", belehrte in ruhigem und wohlüberlegtem Tone der Herr Sekretarius und belächelte dabei den Maler Heinen, der sich schon ein ganzes Stilleben von allerlei eßbaren und kleidsamen Dingen, Stück für Stück nur 10 Pfennige, erstanden hatte.

Der Messerschmied hatte recht. Da war schon wieder einer.

„Wer holt gar kei Lamp anstecke um die Zeit", raunte der alte Schreiner Mans. „Wie die Motte schwärme die Kerle herei."

„Ja, ja", versetzte Heinen, „während der Messe ist es recht kurzweilig hier, man sieht doch einmal auf dem Haufen, was so ein Kulturmensch alles braucht."

Da trat auch schon der Ankömmling an unsern Tisch, klapperte mit der Schere und sagte mehrmals mit müder Stimme: „Silhouetten, meine Herren! Silhouetten! — 20 Pfennige das Stück."

Die Stimme kam mir bekannt vor.

„Eh ich net", brummte der dicke Metzger und runzelte die Stirn. „Mit all dem neumodischen Gekrame."

Der Silhouettenschneider sah uns alle der Reihe nach an, halb nachdenklich, halb lächelnd-heiter. Dabei kam es mir vor, als ob er etwas stutzte, als er mich ins Auge faßte.

„Wir sind etwas schwerfällig", erklärte Maler Heinen, „auch der Kunst wenig verständig. Wir sind ehrsame Bierkonsumenten, sprechen von der Kunst anständigerweise garnicht. Aber halten Sie nur ein, mein Lieber, meinen Schattenriß sollen Sie mal fertigen. — Hier wird er aufgehängt, damit, wenn ich dereinst ins Schattenreich gefahren bin, die hier noch ihre schlechten Risse über mich machen können. Nun los und genau."

Der fahrende Künstler schien es nicht eilig mit der Arbeit zu haben. Er zog sich langsam einen Stuhl herbei, hob den grünen Papierschirm von der Lampe und fing dann erst bedächtig, fast zögernd an, vollendete aber mit großer Sicherheit und Schnelligkeit die Arbeit. Von Zeit zu Zeit sah er verstohlen nach mir herüber und mich selbst trieb es heimlich an, ihn immer und immer wieder genauer zu beobachten, die scharfe Nase, das schwarze, strähnige Haar, die schlanken, schnellen Finger, das eigentümliche Herunterziehen der Unterlippe, wenn ihm etwas gelungen schien . . .

„So, das ist's", sagte er nun kurz und reichte dem Maler die Silhouette hin.

„Donnerwetter! — Vortrefflich!" rief Heinen und sprang lebhaft auf. „Mensch, wo haben Sie das her?"

Die Silhoutte wanderte von Hand zu Hand und alle waren wir uns einig, daß der Maler vorzüglich getroffen sei.

„Und das kostet 20 Pfennig?" fragte der Herr Sekretarius.

„Na, dann schneiden Sie mich auch mal aus, aber auch so gut."

„Ich kann Sie auch mit Bleistift zeichnen, das kostet aber einen Fünfziger."

Die Stimme kam mir mit jedem Wort bekannter vor.

„Mich schneiden sie aus, sie alter Scherenbändiger."

„Mich malen Sie für meine Ohle, aber hübsch, mit 'nem süßen Maul."

Nun hatte der Fremde eine Weile zu tun. Der Maler sah ihm voller Verwunderung zu und wußte nicht genug Worte des Lobes zu finden. Da, wie in einer plötzlichen Anwandlung prang der Silhouettenschneider auf und sagte, indem er auf mich zeigte: „Meine Herrn, ich werde den da jetzt mal aus dem Kopp zeichnen."

Alle waren gespannt.

„Muß gehen", kam es nun von des Fremden Lippen, und er stand auf und ging hinaus.

„Ihr Geld, ihr Geld", riefen die Gäste hinter dem Enteilenden her. Doch er war schon verschwunden.

„Es wird mißraten sein", meinte der Maler, ging zu dem Tisch, an welchem der fahrende Mann gesessen hatte und brachte die Zeichnung mit herüber. Er schüttelte dabei den Kopf.

„Ja, meine Herren, der arme Kerl ist ein großer Künstler. Schauen Sie das Bildchen an."

Während sich die übrigen Herren, nachdem sie mein Konterfei bewundert hatten, wieder in ihre Schattenrisse und Porträts vertieften, entzifferte ich auf dem Blatt eine in griechischen Buchstaben hingeworfene Bemerkung.

„Besuche Dich. Karl."

Jetzt ging mir ein Licht auf. Das war ja Karl Walz, ei Klassenbruder von mir.

„Ja, so", sagte ich dann zu der Tafelrunde, „ich kenne den armen Teufel, kenne auch einen Teil seines Lebenslaufs."

„Armer Teufel, sagen Sie", rief der Maler über den Tisch hin und hielt seine Silhouette gegen das Licht. „armen Teufel nennen Sie ihn? Ich wünschte, ich hätte seine scharfe Beobachtungsgabe, sein sicheres Auge, seine geschulte Hand."

„Verkrachtes Genie", sagte der Metzgermeister, „ja ja Herr Maler, das ist bei Euch immer ein Fehler, wenn Ihr zu viel Genie habt. Wenn er mit der Schere so gut fertig wird, dann hätte er Schneider werden sollen."

„Wie er zu dem Leben kam, das ist mir unbegreiflich. Unstät und flüchtig, obenan in allen Gassen war er ja schon als Junge; aber so etwas gibt sich doch. Er wohnte uns gegenüber. Sein Vater war ein tüchtiger Schuhmacher, der es ob seines beweglichen Sinnes auch zu nichts gebracht hatte. Karl, sein Sohn, konnte das ja nachholen. Leider war der noch lebendiger wie der Alte. In der Schule wurde er ohne Buch fertig und blieb doch einer der besten Schüler, d. h. was so das Lernen anging, somit, ich meine, was so den Schulweg und die Apfelbäume vor den Toren anging, war er nur einer der ersten, was hier nicht besten heißt. Aber Zeichnen und Malen konnte er doch am allerbesten. Darum wurde er von einem angesehenen Herrn unseres Heimatsorts zu einem angesehenen Maler in die Hauptstadt gebracht, der sich meines Freundes sofort annahm. Später hörte ich noch, daß er

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19071117064/fragment/page=0001

einigemale Preise bekommen habe und dann war mir die Erinnerung an ihn einfach erstorben. Bis ich ihn vorhin wiedersah. Ja, ja, das ist Karl Walz gewesen."

„Karl Walz?" sagte der Maler, „ich habe von ihm vor Jahren auch gehört. Und so weit gesunken? Aber ein großer Könner ist er heute noch."

„Wenn so Unsereiner auf die Landstraße fliegt", setzte der Schreiner hinzu, „kann er wenigstens überall wieder einspringen. Das Handwerk, das Handwerk ist das Best immer und ewig."

„Ja, das Handwerk", wiederholte der Künstler Heinen spöttisch. Und alle, die seine Wiederholung ernst nahmen, nickten beifällig.

Ich stand auf, ging noch durch einige stille Straßen und kam, ganz in Gedanken versunken, daheim an. Alle die kleinen Jugendfreuden, lustigen Jugendstreiche und gemeinsam bezogenen Prügel belebten die Erinnerung an Karl Walz, denn wobei hatte er gefehlt?

Und als er am andern Tage mich wirklich aufsuchte, erging sich die Unterhaltung zunächst in Dingen aus längst vergangener Zeit.

„Und nun", sagte er, „nun bin ich wieder am Anfang angekommen und ziehe von Straße zu Straße und male alle Menschen ab — — oder schneide sie aus. Weißt ja, daß ich in der Schule schon unsere Lehrer und alles, was mit uns zusammenhing, den Schreibwarenhändler mit der langen Nase, die Schullehrerin, den alten Polizeisoldaten trefflich ausschneiden und ins Schreibheft malen konnte. Damals gab's Schläge, heute gibt's 20 Pfennig. Das ist der Unterschied."

Ja, aber Karl, ist das denn nötig? Bei Deiner Begabung kannst Du doch ein anderes Leben führen."

„Was heißt nötig, mein Lieber? Ja, es ist nötig. Weißt Du, mein Lieber, als ich vor drei Jahren das große Stipendium erhielt zu einer Italienreise, da nahm ich die Tochter meines Professors mit nach Rom. Wir flüchteten, denn niemand wollte uns zusammen geben. Hahaha, das alte Lied von der Königin und dem armen Pagen. . . . Der Herr Papa holte sie aber sozusagen postwendend und seit der Zeit ist sie verschwunden. Ich bin ihr nachgefahren von München nach Berlin, Düsseldorf, Paris, Petersburg. Keiner meiner Freunde kennt ihren Aufenthalt. Aber nicht etwa der Vater hat sie irgendwo versteckt, nein, nein, sie ist ihm selbst wieder entwicht, auf allen Reichtum des väterlichen Hauses verzichtend; sie habe geglaubt, ihr Vater vergöttere sie, sei aber schrecklich getäuscht worden, da er nicht einmal zugegeben habe, daß sie nach ihrem Herzen wähle . . ." Er strich sich über die Stirn. „Und da sie von den Männern nun nichts mehr halte, der beste habe sie getäuscht, gab sie mir auf, sie zu suchen, zu suchen. Und so bin ich noch auf der Fahrt. Aber ich finde sie, das fühle ich. — Dann wollen wir uns aus Niedrigkeit und Armut emporarbeiten."

„Wenn es nicht zu spät ist."

„Liebe kennt keine Zeit. Für echte Liebe ist es nie zu spät."

Ich wollte ihm meine Hilfe anbieten, da doch diese Art des Erwerbes zu kläglich sei.

„Nicht doch", sagte er. „Du wirst anerkennen, daß meine Arbeit noch Kunst ist."

„Gewiß, Du hast gehört, wie Maler Heinen von Dir entzückt war."

„Nun, so mache ich den Menschen im Lande umher Freude, komme von Stadt zu Stadt und habe meinen Unterhalt."

„Aber wie willst Du sie finden?"

„So wie ich Dich fand. — Und daß ich Dich fand, gibt mir Trost, auch sie bald an der Hand fassen zu können."

„Und ihr Vater?"

„Der ist ja nun alles zufrieden. Aber die Probe, die Probe." „Närrische Menschen, wie macht ihr euch das kurze Leben schwer."

„Schwer, schwer? Das weiß man nicht. — Vielleicht wird es uns später dann leichter als anderen."

Ohne irgend etwas anzunehmen, nicht Geld, nicht Speise und Trank, verabschiedete er sich bald.

„Ich muß die Zeit nützen. Vielleicht geht sie über die Messe."

Gleich darauf stand er wieder an der Ecke der Marktkirche und klapperte mit der Schere.

„Feine Silhouetten, meine Herrschaften!

Silhouetten."

Gedankensünden.

Skizze von Ola Alsen.

(Nachdruck verboten.)

Das Zimmer lag in einem dämmerigen Halbdunkel, die eleganten Stores waren herabgelassen, man konnte nur mit Mühe die Gegenstände in ihm erkennen. Marie vertrug jetzt kein grelles Licht. Die Dämmerheit paßte zu ihrer trüben Gemütsstimmung. Hatte sie denn wirklich Schuld oder bitterten ihr ihre überreizten Nerven diese Gewissensbisse? Sie mußte es sich eingestehen, sie hatte ihre Sinnestäuschen gehabt und dieses Gefühl war mit größter Ueberwindung verborgen können. Trotzdem aber hatte sie ihre Pflicht getan, in jeder Beziehung, in ausdrucksvollem Maße. Warum liebte aber ihr Gatte auch das Kind seiner ersten Frau so überschwenglich? Ihr schien es mehr, wie Eltern sonst ihre Kinder lieben, ihr schien es ein Kultus mit der Erinnerung zu sein. Edith glich ihrer Mutter Zug um Zug. Sie hatte sogar die schleichende Krankheit von ihr geerbt, und in dieser Liebe zu dem Kinde stürchtete Marie noch immer die unüberwindliche Zuneigung zu seiner ersten Frau zu finden.

Armin hatte Ediths Mutter sehr früh geheiratet, kurz nach seinem Assessorexamen. Eine zweijährige Brautzeit war vorangegangen. Marie liebte ihren Gatten leidenschaftlich, grenzenlos; ihr ganzes Denken löste sich in dieser Liebe auf, und ihre Sinne umkreisten ihn unaufhörlich. So galt ihre Eifersucht weniger der fünfzehnjährigen Edith, als deren frühverstorbenen Mutter. Mit ewiger Unruhe beobachtete sie jeden Blick ihres Gatten, der für das Leben seiner Tochter zitterte, da er den Ausbruch des ererbten Krankheitskeimes fürchtete. Mariaß Herz schlug in wilder Eifersucht, wenn sie ihren Gatten in Ediths Nähe wußte, ihr gemeinsamer Anblick war ihr fast unerträglich; qualvoll war ihr seine Fürsorge für die zarte Mädchenblüte. So hatte er wohl auch seine leidende Gattin geführt, als schon der Tod an ihrem Lager stand, dachte sie, wenn der Vater mit Edith durch den Garten schritt. So hat er wohl auch in maßlosem Schmerz an ihrem Lager gesessen, quälte es sie, wenn sie ihn in diesen letzten schweren Nächten an Ediths Bette sah. Keine Minute verließ sie die Eifersucht auf die Tote, die in der Tochter ihren Mann an vergangenes Glück gemahnte. Edith war schön; der leidende Zug verklärte ihr bleiches Gesicht mit den leuchtenden, fieberhaft glänzenden, braunen Augen. Die Lippen waren schmal und gewölbt, und die feine gerade Nase verlieh dem Gesicht einen aristokratischen Ausdruck. In glattem Scheitel lag das blonde Haar um den schmalen Kopf, der so gut zu der zartgliedrigen Gestalt paßte. Etwas Müdes, Schleppendes hatte Ediths Gang, etwas Schwermütiges hatten ihre Bewegungen, als ob ihr trauriges Geschick schon seine Zeichen unbewußt in sie eingezeichnet. Alles an ihr hatte etwas Herbes und zugleich wundersam Süßes, etwas Feiltlingsmäßiges, Berauschendes, Stilles, und doch reflette dies ungeneln. Genau, ganz genau so mußte Ediths Mutter gewesen sein. Marie war so ganz anders. Sie war lebenshungrig; in wilden Zügen wollte sie genießen, in lauten und hellen Farben schwelgen. Sie wollte durch das Leben stürmen mit frohem Lachen, wollte Lustigkeit und Scheimerei. Als ihr Gatte sie kennen lernte bestrickte sie ihn durch ihre sonnige Heiterkeit.

Sie wird den Bann von unserem stillen Hause nehmen, sagte er. Sie wird etwas Freude in meines Kindes Leben tragen. Verständnislos standen sich die beiden Frauen gegenüber — Marie selbst war erst 22 Jahre mit ihrer Lebensgier, und die zarte, stille, immer noch ihre Mutter betrauernde Edith wollte es nie und nimmer begreifen, daß eine fremde Frau kam und durch ihr Lachen und Plaudern ihr den Vater nahm, ihrer Mutter den geliebten Gatten. Sie stamme wortlos den Vater an, der in jedem Blick seines Kindes stumme Vorwürfe las, und doch zog es ihn machtvoll zum Leben. Ein stiller Kampf entbrannte; keiner wollte sein Liebstes freigeben. Jeder hielt mit zäher Kraft und quälender Eifersucht an seinem Eigentum fest.

Heimlich, in ihrem Tiefinnersten hatte Maria Edith von hinnen gewünscht. Sie hatte heimlich gehofft, der Krankheitskeim möge erwachen und die Blüte brechen. Aeußerlich aber war Maria die übermäßig sorgende und bebitende Mutter. Sie reiste mit Edith, schonte und schützte sie, und mit jedem sorgenden Blicke, mit dem sie Edith umgab, buhlte sie um ihres Mannes Liebe. Er sollte ihr ganz gehören. Jede Faser seines Fühlens sollte nur ihr gelten! Nichts mehr sollte der Toten, die unter dem Rasen schlief, gehören, nichts dem Pfand der Liebe, das sie ihrem Gatten zum nie erlöschenden Andenken zurückgelassen hatte. Heimlich, in der Tiefe ihrer Gedanken wünschte sie das Erlöschen der Mahnung, sonnte sie sich nach dem alleinigen, dem unbewachten, ungeteilten Besitz. Aber aus diesen Gedanken, die in ihrer Seele brannten, die aus ihrer Eifersucht lohten, erwuchs ihre Qual.

Jetzt, als Edith hoffnungslos krank, vom wilden Fieber geschüttelt, auf ihrem Lager lag, quälten sie die Gewissensbisse, standen ihre Gedankensünden neben ihr und grinsten ihr liberall entgegen. Hatte sie nicht mit ihrer exotischen Eifersucht Ediths Ende herbeigewünscht, hatten nicht ihre Wünsche Gestalt angenommen und ringelten sich nun wie giftige, geiferne Schlangen um ihre Seele? Marias Gewissen war erwacht. Eine Törin schalt sie sich. Gewaltsam verscheuchte sie die quälenden Gedanken und schmückte sich doppelt, um ihren Gatten zu zerstreuen.

Wenn sie dann gemeinsam an Ediths Krankenbett standen und Maria ihres Mannes stumme große Angst fühlte, konnte sie die bösen Gedanken nur schwer zurückdämmen. Sie trieben wie gehetzte Tiere immer zu dem Ausgangsorte der unüberwindlichen Eifersucht zurück.

Maria schüttelte sich, als ob sie die Gedanken von sich werfen wollte, nahm aus der geschliffenen Vase eine bronzefarbene Tulpe und steckte sie ins braune, volle Haar. Wie schön das aussah! Konnte sie denn nicht leben und in vollen Zügen genießen! Mußte denn immer etwas kommen, um sie zu quälen, gab es denn kein Ende? Jetzt, da das Ausruhen winkte, zerfaserte sie selbst ihr Herz mit Gewissensbissen und mit den Vorwürfen über ihre Gedankensünden.

„Torheit", knirschten ihre zusammengepreßten Lippen.

Sie zog die Vorhänge auseinander und sah in den in sommerliche Pracht gekleideten Garten. Die ersten Abendschatten fielen nieder, und ein schwüler, berauschender Duft der Sommernacht stieg zu ihr heran. Lebensvoll lag die Blütenpracht vor ihr, die Rosen neigten sich unter ihrem

Reichtum, und der Akazienbaum hauchte aus seinen weißen Blütentrauben sinnbetörrende Düfte! Alles das lag in einer stummen, genießenden Ruhe!

„Leben!" rang es sich von Marias Lippen los, und ihre Arme breiteten sich sehnsuchtsvoll dem Abend entgegen. Da öffnete sich die Tür, und sie sah in ihres Gatten verstörtes Antlitz.

„Es ist zu Ende", flüsterte er, „sie ist bei ihr".

Ein unbeschreibliches Gefühl durchzog Marias Herz und entfachte aufs neue ihre Eifersucht.

„Bei ihr —"

Sie empfand keinen Schmerz für die Tote! Die Worte „bei ihr" empörten ihr Innerstes.

„Und fühlst Du nicht mit mir?" fragte der Trauernde.

Da brach alle unterdrückte Sehnsucht, alle gekünkte Liebe und Eifersucht in ihr hervor. Aus ihren Augen strählte ein Flimmern, ein wildes Leuchten, und statt Mitgefühl rang sich ein Laut, fast wie ein Jubelgeschrei, von ihren Lippen.

Verständnislos starte Armin Maria an. So also war seine Lebensgefährtin, die mit ihm Glück und Leid tragen sollte? Sie belauschte sein Mitgefühl für seinen Schmerz, und ihre selbstsüchtigen Wünsche kamen in der schwersten Stunde in greller Disharmonie zum Durchbruch!

Da wandte sich Armin von ihr ab, und in der blütenduftigen Sommernacht verlor er sein Kind und die Gattin! —

Humor im Sprichwort.

Eine sprachwissenschaftliche Exkursion von K. Winterfeld.

Was ist ein Sprichwort? — Nun, jedenfalls originelle Erzeugnisse der menschlichen Sprache, inspiriert durch witzige, geistvolle Einfälle, oft genug mitten aus dem Leben in seiner urwüchsigen Form gegriffen. Jede Sprache hat deren mehr oder weniger aufzuweisen, — die deutsche wohl die meisten, denn hier sind sie zu einem dickbändigen Lexikon vereinigt, das noch jetzt — obwohl mehrere Jahrzehnte schon alt — die Anerkennung jedes Sprachforschers findet. Auch die Bibel enthält in den „Sprüchen Salomonis", sowie im Buche „Sirach" eine recht reichhaltige Sammlung kurzer, inhaltsreicher Sentenzen, denen vielfach sogar ein gewisser Humor nicht abzusprechen ist. Die meisten und besten Sprichwörter aber haben sich von Generation zu Generation im Volksmunde vererbt, und man pflegt daher das Sprichwort vielfach mit gewissem Anrecht als „Weisheit der Gasse" zu bezeichnen, weil es gewissermaßen zur „kleinen Münze" des täglichen Verkehrs gehört, die auch der Aermste jederzeit bei sich trägt. Einen höheren Wert scheinen ihm die Bewohner des Orients beizulegen, da sie das Sprichwort die „Blume der Sprache" nennen; die Spanier preisen es sogar in ihrer vielfach etwas umständlichen Sprache als „Seelenarznei".

Unzweifelhaft ersetzt das Sprichwort dem einfachen Manne eine ganze Bibliothek, mindestens aber zuweilen ein Komplimentierbuch, namentlich wenn die „Sprüche" etwas „gesalzen" sind; gewöhnlich ist das Sprichwort der Ausdruck von Urwüchsigkeit, Derbheit, trifft aber meist das Richtige oder — wie es im Sprichwort selbst heißt — den Nagel auf den Kopf. Fast ohne es zu wissen, bedient sich beshalb jeder dieser wohlfeilen Weisheit in allen Lebenslagen, wenn auch schwerlich noch jemand dem selbst sprichwörtlich gewordenen weisen König Salomo gleichkommen dürfte, von dem die Bibel sogar (2. Buch der Könige II. 32) rühmt: „Und er redete 3000 Sprüche."

Das Sprichwort bildet fast immer die Ablagerungsstelle für den Volkswitz, der sich meist in recht drastischer Form äußert. Freilich entstammt die Mehrzahl unserer jetzigen landläufigen Sprichwörter einer weit zurückliegenden Zeit, die andere Menschen und andere Sitten kannte; indes täte man Unrecht, sie deshalb kurzweg als Redensarten abzufertigen; ein kulturhistorisches, heutzutage ja mit Vorliebe betontes Interesse können sie trotz alledem beanspruchen. Da sie ausnahmslos in den verschiedenen Mundarten wurzeln, so belehrt ihr Inhalt und selbst ihr Aeußeres, ihre Fassung, besser über Art und Charakter des betreffenden Volksstammes, als es gelehrte Folianten vermögen. Beispielsweise stritten sich die alten Griechen um „des Eels Schatten", die Römer dagegen um „Ziegenwolle"; der Franzose streitet um „die Spitze einer Nadel", der Deutsche endlich um „des Kaisers Bart". Der schöne morgenländische Spruch: „Mit Geduld und Zeit wird's Maulbeerblatt zum Atlaskleid" lautete — im Munde unserer Vorfahren zurechtgestutzt: „Mit Zeit und Geduld wird aus dem Hanfstängel ein Halskragen."

Gehen wir in unserer sprachlichen Exkursion noch etwas tiefer auf die Sache ein!

Den Kern, den Grundgedanken zahlreicher Sprichwörter finden wir nämlich bei den verschiedensten Nationen wieder, nur die Einkleidung ist eine andere. Uebrigens wäre zwischen alter und neuer Sprichwortheit der Unterschied festzustellen, daß das Altertum im Sprichwort gern Moral predigte, während späterhin das Sprichwort nicht mehr eine ideale, sondern die wirkliche Welt zur Voraussetzung nimmt und sich darum auf Fingerzeige und Winke beschränkt, wie man sich klug durchschlagen könne. Oftmals entbehren schon gewisse sprichwörtlich gewordene Umschreibungen nicht eines komischen Anstriches; so z. B. wenn man von einem Gehängten sagt, er habe „des Seilers Tochter geheiratet". Das Mittelalter war besonders reich an „Spottreimen" auf Oertlichkeiten, Stände und Gewerke; so sagte man unter anderem recht grob: „Ein Böhm' ein Ketzer, ein Schwab' ein Schwätzer, ein Meiß'ner ein Gleißner", und spottete von den vier Fakultäten: „Neuer Philosoph, neue Kappe; neuer Theolog, neue Hölle; neuer Jurist, neuer Galgen; neuer Arzt, neuer Kirchhof."

Stets ist das Sprichwort mit seinem oft derben Urteil bei der Hand, beugt jedoch einem Tragschlusse durch die Entschuldigung vor: „Raten ist wie Scheibenschießen." Von den Nürnbergern wird behauptet, daß sie „keinen hängen, sie hätten ihn denn zuvor"; recht tröstlich klingt auch das Sprüchlein: „Gott verläßt keinen Deutschen, — hungert's ihn nicht, so dürstet's ihn doch." Wenn der Italiener beşläglich der Plauderlust des schönen Geschlechts etwas ungalant sagt: „Drei Weiber geben einen Jahrmarkt", so drückt sich der Engländer noch unhöflicher aus: „Drei Weiber und eine Gans bilden einen Markt." Die Franzosen sagen sehr bezeichnend von einem starken Esser: „Er hat immer sieben Ellen leere Gedärme"; selbst am Höllenfürsten üben sie ihren Witz, indem sie spotten: „Auch der Teufel war einmal schön, nämlich als er jung war." Nach einem holländischen Sprichwort ist eine alte Jungfer eine Schöne, welche „die Linie (d. h. den Aequator) passiert hat". Bei uns Deutschen bleibt das schöne Geschlecht auch nicht ungerupft; da heißt es z. B.: „Lange Kleider — kurzer Sinn", oder: „Lange Haare — kurzer Verstand". Wer sich verdrießlich zeigt, dem „ist eine Laus über die Leber gekrochen". In ähnlich drastischer Weise äußern sich folgende Sprichwörter: „Wem's Glück wohl will, dem kalbt auch ein Ochs", und: „Man hält manchen für fett, der nur geschwollen ist", — bei näherem Besehen aber wohnt ihnen doch eine tiefe Bedeutung bei: so z. B. auch in der Behauptung, daß „arme Leute ihre Hühner und reiche Leute ihre Töchter nicht lange im Hause behalten". Ebenso auf Erfahrung begründet erscheint das Sprichwort: „Gute Freunde in der Not, gehen zehn auf ein Loth, und so sie sollen behilflich sein, gehen hundert auf's Quentelein", was also nach jetzigem Gewicht noch nicht zwei Gramm ausmacht. Nun, vielleicht hat mancher meiner verehrten Leser schon diese traurige, aber wahre Erfahrung gemacht. Burschikos, ausgelassen lustig klingt ein Sprüchlein, bei dessen Entstehung gewiß lustige Scholaren, fahrende Schüler, Pate gestanden haben, nämlich: „Wer lobt in praesentia (in Gegenwart) und schimpft in absentia (hinterm Rücken), den hol' die pestilenzia (Pest)."

Büchmann, der bekannte Verfasser der „Geflügelten Worte", hat unzählige Sprachschnurren gesammelt, von denen viele eine oft recht drastische Wendung haben und sprachliches Gemeingut aller Bevölkerungsschichten geworden sind, z. B.: „Böse Sieben", „Sonderliche Heilige", der „Schatten fürstet Denkungsart", „Süßer Pöbel", oder „Racker von Staat"; ferner: „Der Wein muß", „Das Karnickel hat angefangen", „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert", „Da geht er hin und singt nicht mehr", „Der Starke weicht mutig einen Schritt zurück". „Er reitet auf einem Prinzip herum" und viele andere.

Auch die „Schnabahüpferl" und „G'stanzerln" unserer südbeutschen Landsleute gewähren lohnende Ausbeute, doch würde es zu weit führen, gerade hier Proben zu geben, wenngleich die Urwüchsigkeit recht sehr dazu verleitet. Von besonderer Derbheit und Gemütlichkeit sind die „Sprichwörter" und „Geflügelten Worte" der Schlesier, namentlich auf dem Lande. Da platzt manchmal ein Wortspiel heraus, so treffend, beißend wie nur die schärfste Satire, ohne dabei aber verletzend zu sein; die Wirkung bleibt aber fast nie aus; solch' Kraftsprüchlein „sitzt" und hat obenein die „Lacher auf seiner Seite". Ich kann der Versuchung, wenigstens einige Proben zu geben, nicht widerstehen und glaube des Beifalls der geschätzten Leser sicher zu sein, daß ich sie im schlesischen Original-Platt anführe, andernfalls würden sie auch viel an Komik einbüßen. Nehmen wir die Jugend der Spartjamkeit, die wohl allen schlesischen Frauen besonders eigen ist: der Mutter ist aus der schnarrenden Kaffeemühle eine Bohne entsprungen; das Töchterchen bemerkt es und ruft: „Mutta, ruck'n Schranka, 's is ene Bune rundergefall'n!" — Eine Mutter muß ihre heiratsfähige Tochter mit Betten ausstatten, die Tochter muß fleißig dabei helfen, denn es heißt: „Wegen einer Fader muß a Frooook lieber seben Zänne hopfa." — Andere erklären sich von selbst, z. B.: „War da spielt in der Lutt'rie, der kimmt zum Gelde, a weeß nich wie." — „Ma muß de Noase nich bei allem derbeine hoan", schilt die Mutter, wenn ihr Töchterlein zum Tanze gehen will; der Hausvater aber sagt gewöhnlich etwas derber: „'s war'n viel pulsche Uchsa geld echt't und ma hot nischt bervone. Ihr bleibt do, und dobermite: dosch'n!" — Einfachheit und Sparsamkeit werden charakterisiert: „Gutt'schmacke macht Bautteschäcke." — „War amaal olles oaß, dernoarte aßn soaß" (wer erst alles aß, dann so da saß). — „'s Maul ihs a flee Loch, 's verzehrt Haus und Hof." — Dummheit wird besonders ausgezeichnet, z. B.: „Was ihs kimmer, wie sich's gehirt. — „Wenn de aal lang wärscht, wie de kimmn bist, do könnt'st de aus der Dachtinne saufe." — „A fi a Dimmel ier'n Dudelsack und 's Siebengesitrin ser 'ne Schissel voll Hawerliesla eam." — Genügsamkeit: „'s giebt immer noch amoal ei de ale Jacke." — Essen und trinken: „Der Hunger hopft uf olla Fansterbratan bei'm rin." — „War de schmärt, dar fährt." — „Putter und Quork macht stork; Quork alleene macht müde Beene." — „Wer nich kimmt zu rechter Zeit, dar muß sahn, woas iebrig bleit." — Du konnst mit a Fuhrleuta assa, wann se war'n de Rader obklooppa." — Höchst originell aber sind hier die „Geflügelten" für solche Episoden im menschlichen Leben, wenn Einer etwas über den Durst getrunken hat: „A sucht Wägebrete." — „A hot Plooppemwoaser gesoffa." — „A ihs besuffa" (oder: oangeroocht, oangerissa). Endlich gedenke ich noch eines recht hübschen Versleins für solche neugebackene Eheleute, die gut zu einander passen, — in welchem Sinne, wird wohl nicht gesagt: „Jeder Loatsch find't soan Troatsch", oder: „De hoan sich eigefresla."

Mit diesen speziell schlesischen Blümlein ist meine Auswahl „Geflügelter" gelichtet. Welch' köstlicher Schatz von echtem Humor und echter Volkspoesie liegt doch hierin! Möge derselbe der Volkssprache wie der Literatur erhalten bleiben.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19071117064/fragment/page=0002